

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Die Politik des Aristoteles

Aristoteles

Breslau, 1799

Siebentes Kapitel. Harmonie und Rhythmus. Tonarten.

urn:nbn:de:gbv:45:1-8231

Siebentes Kapitel.

Harmonie und Rhythmus. Tonarten.

Nun ist noch die Untersuchung über die verschiedenen Arten der Harmonie und des Rhythmus übrig. Wobey hauptsächlich die Fragen vorkommen: erstlich, ob man, sowohl überhaupt als bey der Erziehung, alle Tonarten und alle Rhythmen brauchen dürfe, oder ob man einen Unterschied machen müsse; zweytens ob, wenn man einen Unterschied macht, dieser bey der Musik überhaupt, und bey der Musik, die einen Theil der Erziehung ausmachen soll, einer und eben derselbe ist, oder ob für die Erziehung eine eigene Absonderung gehöre?

So viel sehen wir, daß die Musik ihre Natur und ihren Character durch diese zwey Dinge bekommt: durch die Töne selbst und deren Zusammenstimmung oder die Harmonie; und durch das Zeitmaaß in der Folge dieser Töne, oder durch den Rhythmus. Der Einfluß, den jedes dieser beyden Stücke auf die Bildung des Gemüthes hat, muß also dem nicht unbekannt seyn, welcher die Musik zur Erziehung brauchen will. Und zuerst muß er wissen, auf welches von beyden am meisten dabey ankomme; ob man mehr für die Auswahl

des besten Gesanges oder des besten Rhythmus bedacht seyn müsse.

Da hierüber, so viel ich urtheilen kann, schon viel Vortrefliches gesagt worden ist, sowohl von einiaen unsrer jetzigen Tonkünstler, als von verschiedenen Philosophen, die über die musikalische Theorie gedacht haben: so muß ich diejenigen, welche eine speciellere Behandlung dieser Gegenstände suchen, auf jene Schriftsteller verweisen. Ich will aber nur bloß, wie es einem Gesetzgeber zukommt, einige allgemeine Gesichtspuncte anzeigen, auf welche hierbey zu sehen ist.

Ich nehme zuerst die Eintheilung, welche einige Philosophen von den verschiedenen Arten musikalischer Arbeiten gemacht haben, als richtig an, nach welcher die einen als sittlich bessernd, die andern als zur Thätigkeit erweckend, die dritten, als begeisternd angesehen werden: Unterschiede, die also auch die Tonarten auf gleiche Weise von einander unterscheiden.

Ich sage ferner, daß es nicht bloß eine Absicht, einen Nutzen, sondern mehrere giebt, um derentwillen die Musik zu brauchen ist. Nämlich erstlich zur Bildung und Erziehung, dann zur Reinigung des Gemüths: (was ich aber unter dem Wort Reinigung, welches ich hier unerklärt brauche, verstehe, werde ich in der Abhand-

lung über die Dichtkunst (deutlicher entwickeln.)
Drittens zur anständigen Beschäftigung; endlich
zur Erholung und zum Ausruhen von einer vor-
hergegangenen Anstrengung.

Es ist also klar, daß jede Harmonie zu ihrer
Zeit und an ihrem Orte brauchbar ist; daß aber
nicht alle auf alle Art und zu allem Endzwecke ge-
braucht werden können. Sondern, zur Erzie-
hung und zum eignen Lernen, sind nur die sitts-
lichsten auszuwählen: zum bloßen Anhören aber,
wenn andre spielen, können auch die beyden fol-
genden Arten, welche wir die praktische und en-
thusiastische genannt haben, gebraucht werden.

Es ist nämlich zu wissen, daß diejenigen
Affectionen und Leidenschaften, welche sich bey
einigen Personen mit ausschweifender Hestigkeit
zeigen, im Grunde bey allen vorhanden sind.
Der Unterschied liegt nur im Mehr und Weniger.
So ist es mit Mitleiden und Furcht: so ist es auch
mit dem, was man Enthusiasmus oder Begeiz-
strung nennt; — denn auch diese kann in einigen
Menschen einen so hohen Grad erreichen, daß sie
ganz außer sich gesetzt werden. Nun wissen wir
aber, daß es gewisse heilige Gesänge giebt, durch
welche solche Personen, wenn sie sie gegen diesen
Zustand des Gemüths brauchen, wieder beruhigt
und gelassen werden, und also darinn gleichsam

ein Heil, oder (mit einem andern Ausdrucke) ein Reinigungsmittel finden. Dasselbe muß nothwendig durch die Musik auch denjenigen Personen wiederfahren, die von Mitleiden oder Furcht oder irgend einer andern Leidenschaft durch und durch eingenommen sind. Alle andern, in welchen der Saame ähnlicher Leidenschaften vorhanden ist, werden nach dem Maße, als sie mehr oder weniger denselben untergelegen, auch auf eine ähnliche, mit Vergnügen verbundene Erleichterung oder Reinigung dieses Zustandes rechnen können. Eben die Gesänge und Tonarten nämlich, welche jene Reinigung bewirken, sind zugleich eine Quelle unschädlichen Vergnügens für die Menschen. Sie gehören also für die theatralische Musik und für die Künstler von Profession, welche vor öffentlichen Versammlungen zu Gewinnung eines Preises spielen. Da hier die Zuhörer ein vermischter Haufe sind, wovon der eine Theil aus freyen und wohl erzognen Leuten, der andere aus Pöbel, Tagelöhnern, Handarbeitern und andern dergleichen Leuten bestehet: so muß man die Schauspiele und musikalischen Wettkämpfe auch nach dem Geschmack der letztern einrichten, um ihnen dadurch eine Erholung zu verschaffen. So wie nun die Seelen solcher Leute gleichsam verzerrt und von der natürlichen Beschaffenheit ab-

welchend sind: so müssen freylich auch die Harmonien, die ihnen gefallen sollen, Ausartungen der wahren Musik, der Gesang muß für sie entweder heftig und rauschend, oder übermäßig geschmückt seyn. Jedem nämlich macht nur dasjenige Vergnügen, was mit seiner Natur übereinstimmt. Man muß es also Künstlern, welche vor solchen Zuhörern ihre Kunst ausüben und deren Beyfall erhalten wollen, erlauben, sich auch der ihnen angemessenen Gattung der Musik zu bedienen.

Ganz anders aber ist es, wenn man die Musik zum Gegenstand der jugendlichen Erziehung macht; hier müssen nur, wie schon gesagt worden ist, die sittlichen Gesänge und dergleichen Tonarten zugelassen werden. Die Dorische ist, wie ich schon bemerkt habe, eine derselben: und welche sonst noch von philosophischen Musikern gebilliget wird, die findet billig neben jener ihren Platz.

Die Phrygische ist vom Socrates (in Platos Republik) mit Unrecht dazu gerechnet worden. Von den Instrumenten hatte er ja selbst die Flöte verworfen, und die Phrygische Tonart hat unter den Tonarten eben den Character und eben die Wirkung, als die Flöte unter den musikalischen Instrumenten. Beyde sind, Leidenschaften zu erwecken, und das Gemüth in Taumel zu setzen, geschickt. Man sieht dieß, wenn die Musik mit

der Poesie' verbunden wird. Denn wenn ein Bachanten-Tanz oder eine andere Bewegung vorgestellt werden soll: so wird unter den Instrumenten am meisten die Flöte, und unter den Tonarten am meisten die Phrygische gebraucht. Der Dithyrambe gehört unter die begeistertste Poesie. Und nach Aller Geständniß gehört für ihn der phrygische Modus.

Außer vielen andern Zeugnissen, welche die von diesem Zweige der Kenntnisse handelnden Schriftsteller hiervon beybringen, ist insbesondre das von Philoxenus zu bemerken, der es versuchte, einen Dithyramben in Dorischer Tonart zu componiren, aber es nicht zu Stande brachte, sondern von der Natur selbst gezwungen, in den Phrygischen Modus, als die diesem Gedicht angemessenste Harmonie, übergieng.

Von der Dorischen Tonart gestehen ferner alle, daß sie diejenige sey, welche Ruhe, das Beharren in einerley Zustande, am besten ausdrücke, und also den Charakter der Männlichkeit und des Muthes am meisten zu eigen habe.

Noch weiter. Da in jedem Dinge die Extreme das Fehlerhafte sind, und das, was zwischen beyden Extremen die Mitte hält, die Vollkommenheit ausmacht, der man nachtrachten soll; — und da unter den musikalischen Modis der Dorische auf solche Weise die Mitte hält: so ist klar,

daß Gesänge, in ihm abgefaßt, am schicklichsten sind, der Jugend gelehrt zu werden.

Zwey Rücksichten giebt es, nach welchen man die Uebungen in jeder Sache zu wählen hat: erstens, die Fähigkeiten des Subjects, — was ihm nach seinen verschiedenen Umständen zu thun möglich sey; zum andern die Vollkommenheit, — was ihm zu thun anständig sey. Jeder muß nämlich dasjenige am meisten treiben, wozu er die meiste Fähigkeit hat, und was ihm am meisten anständig ist. Dieß ist dann aber auch nach den verschiedenen Altern verschieden. Z. B. um zu der Musik, von der wir reden, zurück zu kehren, Leute von höhern Jahren können nicht leicht Melodien singen, zu welchem eine gewisse Anstrengung der Kehle erfordert wird. Die Natur selbst weist solche Personen zu leichten Gesängen und sanften Melodien an.

Es tadeln deswegen einige Musikverständigen nicht ohne Grund den Sokrates, daß er die sanften Melodien, die aus geschliffenen, in einander schmelzenden Tönen bestehen, aus dem Grunde für die Erziehung verwirft, weil sie berauscher Natur wären: wobey er die Natur des Rausches nicht richtig beobachtet hat. Denn der Rausch macht heftig, ausgelassen und wild; jene Gesänge aber machen, daß man erschlaft, abgespannt wird und gleichsam ermattet. Weil nun dieses dem el-

nein jeden bevorstehenden höhern Alter angemessen ist: so ist es nicht unschicklich, daß man auch in der Jugend schon solche Tonarten, und die in denselben componirte Melodien übe.

Giebt es überdieß noch eine andere Tonart, welche dem jugendlichen Alter besonders als anständig zugehört, weil sie ihm sowohl eine innere Bildung giebt, als einen äußern Anstand mittheilt, (dergleichen die Lydische unter den übrigen vorzüglich zu seyn scheint): so ist auch diese gewiß der Erziehung einzuverleiben. Dieß waren demnach die drey Punkte, wornach man die Wahl des musikalischen Unterrichts, so wie des Unterrichts überhaupt, bestimmen sollte: — 1) welche Musik bleibt in der gehörigen Mitte zwischen den Extremis, die Ausschweifungen sind; 2) welche ist von jedem Menschen, besonders in den verschiedenen Altern auszuführen möglich; 3) welche ist an und für sich dem Menschen anständig und seiner Vollkommenheit beförderlich?

